

ROBERT W. CHAMBERS
DER KÖNIG IN
GELB

Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel

FESTA

1. Auflage August 2014
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Borja Pindado – www.borjapindado.blogspot.de
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-332-7
eBook 978-3-86552-333-4

Inhalt

Widmung: Cassildas Lied	Seite	6
Der Wiederhersteller des guten Rufes	Seite	9
Die Maske	Seite	57
Am Hofe des Drachen	Seite	83
Das Gelbe Zeichen	Seite	97
Die Jungfer d'Ys	Seite	125
Das Paradies der Propheten	Seite	149
Die Straße der Vier Winde	Seite	155
<i>Robert W. Chambers – Fantast zwischen Poesie und Dekadenz</i>	Seite	165

Der Wiederhersteller des guten Rufes

*Ne raillons pas les fous; leur folie dure plus longtemps
que la nôtre ...
Voilà toute la différence.*

I

Gegen Ende des Jahres 1920 hatte die Regierung der Vereinigten Staaten das Programm so gut wie beendet, das während der letzten Monate von Präsident Winthrops Amtszeit begonnen worden war. Das Land war allem Anschein nach ruhig. Jedermann weiß, wie die Fragen von Tarif und Arbeit gelöst worden waren. Der Krieg mit Deutschland, eine Folge der Eroberung der Inseln von Samoa durch jenes Land, hatte auf der Republik keine sichtbaren Narben hinterlassen, und die zeitweilige Besetzung Norfolks durch das einfallende Heer war in der Freude über die wiederholten Siege auf See und dem darauf folgenden lächerlichen Gelöbniß General von Gartenlaubes im Staate New Jersey vergessen worden. Die Belagerung von Kuba und Hawaii hatte sich hundertprozentig ausgezahlt, und das Gebiet Samoas war als Bunkerstation der Mühe wert. Das Land befand sich in einem ausgezeichneten Verteidigungszustand. Jede Küstenstadt war großzügig mit Landbefestigungen

ausgestattet worden; die Armee unter der väterlichen Obhut des Generalstabs, organisiert gemäß dem preußischen System, war auf 300.000 Mann mit einer Reserve von einer Million Landwehrmännern verstärkt worden; und sechs prachtvolle Geschwader von Kreuzern und Schlachtschiffen überwachten die sechs Stationen der befahrbaren Meere und ließen eine Reserveeinheit Dampfschiffe zurück, die mehr als fähig war, die heimatischen Gewässer zu beaufsichtigen. Die ehrenwerten Herren aus dem Westen hatten sich zu guter Letzt zu dem Eingeständnis genötigt gesehen, dass eine Schule zur Ausbildung von Diplomaten ebenso notwendig war wie die juristische Fakultät für die Ausbildung von Rechtsanwälten; als Folge dessen wurden wir im Ausland nicht länger von unfähigen Patrioten vertreten. Die Nation erblühte. Chicago, einen Augenblick lang betäubt nach einer zweiten großen Feuersbrunst, war aus seinen Ruinen auferstanden, weiß und herrschaftlich und schöner als die weiße Stadt, die im Jahre 1893 als ihr Spielzeug erbaut worden war. Überall wurde schlechte Bauweise durch gute ersetzt, und selbst in New York hatte ein plötzliches Verlangen nach Schicklichkeit einen Großteil der dort vorhandenen Schrecken hinweggefegt. Man hatte die Straßen erweitert, sauber gepflastert und erleuchtet, Bäume gepflanzt, Plätze angelegt, Hochbahnbauten abgerissen und Untergrundtrassen erbaut, um sie zu ersetzen. Die neuen Regierungsgebäude und Kasernen waren schöne Beispiele der Baukunst, und das lange System steinerner Kais, welche die Insel vollständig umgaben, hatte man in Parkanlagen verwandelt, die sich für die Bevölkerung als Geschenk des Himmels erwiesen. Die finanzielle Unterstützung des staatlichen Theaters und der Oper zahlte sich aus. Die nationale Kunsthochschule glich in vielerlei Hinsicht ähnlichen Einrichtungen

in Europa. Niemand beneidete den Kultusminister, weder um seinen Posten im Kabinett noch um seinen Amtsbereich. Der Minister für Forst und Wildgehege hatte es dank des neuen Systems berittener Polizisten wesentlich einfacher. Wir schlugen großen Gewinn aus den letzten Abkommen mit Frankreich und England; der Ausschluss von im Ausland geborenen Juden als eine Maßnahme nationaler Selbsterhaltung, die Gründung des neuen, unabhängigen Negerstaates Suanee, die Einwanderungskontrollen, die neuen Gesetze zur Einbürgerung und die allmähliche Zentralisierung der Exekutivmacht trugen alle zum nationalen Frieden und Gedeihen bei. Als die Regierung das Indianerproblem damit löste, dass Schwadronen indianischer Kavalleriekundschafter in überlieferter Tracht von einem vormaligen Kriegsminister den zahlenmäßig reduzierten Regimentern angefügt wurden, entließ die Nation einen langen Seufzer der Erleichterung. Als nach dem gewaltigen Religionskongress Bigotterie und Unduldsamkeit zu Grabe getragen wurden und Güte und Nächstenliebe einander bekämpfende Glaubensgemeinschaften zusammenbrachten, dachten viele, das Reich Gottes sei gekommen, zumindest in der Neuen Welt, die ja ohnehin eine Welt für sich ist.

Doch Selbsterhaltung ist das erste Gebot, und die Vereinigten Staaten mussten in ohnmächtiger Sorge mit ansehen, wie Deutschland, Italien, Spanien und Belgien sich im Griff der Anarchie wanden, während Russland, das sie vom Kaukasus aus beobachtete, nach und nach alle in die Knie zwang und fesselte.

In der Stadt New York war der Sommer des Jahres 1899 durch den Abbruch der Hochbahntrassen gekennzeichnet. Der Sommer des Jahres 1900 wird noch über viele Generationen im Gedächtnis der Bevölkerung New Yorks

bleiben; das Dodge-Standbild wurde in diesem Jahr entfernt. Im darauffolgenden Winter begann der Kampf um die Aufhebung der Gesetze, welche den Selbstmord verboten, der seine letzten Früchte im April des Jahres 1920 trug, als die erste Todeskammer der Regierung am Washington Square eröffnet wurde.

Ich hatte an jenem Tage Dr. Archers Haus in der Madison Avenue verlassen, den ich aufgrund einer bloßen Formsache aufgesucht hatte. Seit dem Sturz von meinem Pferd vier Jahre zuvor war ich zuweilen von Schmerzen im Hinterkopf und Nacken geplagt, die jetzt aber seit Monaten nicht mehr aufgetreten waren, und der Arzt schickte mich an diesem Tag fort mit den Worten, an mir gebe es nichts mehr zu heilen. Es war kaum sein Honorar wert, das zu hören; ich wusste es selbst. Dennoch missgönnte ich ihm sein Geld nicht. Was mir nicht gefiel, war der Fehler, den er zu Anfang begangen hatte. Als man mich von der Straße aufhob, wo ich bewusstlos lag und wo jemand meinem Pferd den Gnadenschuss verpasst hatte, brachte man mich zu Doktor Archer, und der erklärte mein Gehirn für geschädigt und wies mich in sein privates Sanatorium ein, wo ich gezwungenermaßen die Behandlung für Geistesranke über mich ergehen lassen musste. Schließlich beschied er, dass ich wohl auf sei, und ich, der ich wusste, dass mein Geist die ganze Zeit über so gesund gewesen war wie der seine, wenn nicht noch mehr, »bezahlte meinen Unterricht«, wie er es scherzend nannte, und ging. Ich erzählte ihm lächelnd, dass ich ihm seinen Fehler heimzahlen werde, und er lachte herzlich und bat mich, ihn dann und wann aufzusuchen. Das tat ich in der Hoffnung auf eine Gelegenheit, die Rechnung zu begleichen, doch er bot mir keine, und ich sagte ihm, ich würde warten.

Der Sturz von meinem Pferd hatte glücklicherweise keine nachteiligen Folgen; im Gegenteil hatte er mein ganzes Wesen zum Besseren gewandelt. Von einem faulen, jungen Mann, der durch die Stadt streifte, war ich zu einem tätigen, energischen, maßvollen und vor allem – oh, vor allem anderen – zielstrebigem Menschen geworden. Es gab nur eine Sache, die mich beunruhigte; ich lachte über mein eigenes Unbehagen, und dennoch beunruhigte es mich.

Während meiner Genesung hatte ich den *König in Gelb* gekauft und zum ersten Mal gelesen. Ich erinnerte mich, dass mir nach der Lektüre des ersten Akts der Gedanke kam, besser damit aufzuhören. Ich sprang auf und warf das Buch in den Kamin; der Band traf den Kaminrost und blieb aufgeschlagen im Licht des Feuers liegen. Hätte ich nicht einen Blick auf die ersten Worte des zweiten Akts erhascht, hätte ich es wohl nie zu Ende gelesen, doch als ich mich vorbeugte, um es aufzuheben, blieb mein Blick auf der aufgeschlagenen Seite haften, und mit einem Schrei des Entsetzens oder vielleicht eines so durchdringenden Entzückens, dass es in jedem Nerv brannte, riss ich das Ding aus den Kohlen und kroch zitternd in mein Schlafzimmer, wo ich es immer wieder von vorn las, und ich weinte und lachte und bebte vor Grauen, das mich zuweilen noch heute heimsucht. Dies ist, was mich beunruhigt, denn ich kann Carcosa nicht vergessen, an dessen Himmel schwarze Sterne hängen; wo sich der Schatten menschlicher Gedanken des Nachmittags verlängert, wenn die Zwillingssonnen im See von Hali versinken; und in meinem Geist wird auf ewig die Erinnerung an die Bleiche Maske bleiben. Ich bete zu Gott, dass er den Autor verflucht, denn dieser Autor verfluchte die Welt mit seiner wunderschönen, gewaltigen Schöpfung, so schrecklich in ihrer Einfalt, so

unwiderstehlich in ihrer Wahrheit – eine Welt, die nun vor dem König in Gelb erzittert. Als die französische Regierung die Übersetzung des Buches in Paris beschlagnahmen ließ, las man es in London natürlich voller Eifer. Es ist wohlbekannt, dass sich das Buch wie eine ansteckende Krankheit von Stadt zu Stadt und von Erdteil zu Erdteil ausbreitete, hier verboten, dort beschlagnahmt, öffentlich angeprangert durch Presse und Pfaffen, missbilligt selbst von den fortschrittlichsten literarischen Anarchisten. Kein feststehendes Prinzip war auf diesen verruchten Seiten verletzt worden, keine Lehre verkündet, keine Überzeugungen beleidigt. Es konnte aufgrund keines bekannten Maßstabes beurteilt werden, und wenngleich man zugab, dass die höchste Note der Kunst im *König in Gelb* zum Erklingen kam, so spürten doch alle, dass die Natur des Menschen weder dieser Belastung standhalten noch an Worten gedeihen konnte, in denen die Essenz reinsten Giftes verborgen lag. Die äußerste Banalität und Unschuld des ersten Aktes gestattete dem folgenden Schlag lediglich, eine umso schrecklichere Wirkung zu entfalten.

Es war, wie ich mich entsinne, am 13. April 1920, dass die erste Todeskammer der Regierung an der Südseite des Washington Square zwischen der Wooster Street und der South Fifth Avenue eröffnet wurde. Den Häuserblock, der zuvor aus einer Menge schäbiger alter Gebäude bestanden hatte, von Ausländern als Cafés und Restaurants benutzt, hatte die Regierung im Winter des Jahres 1898 angekauft. Die französischen und italienischen Gaststätten wurden abgerissen; der gesamte Block war von einem vergoldeten Eisengeländer umschlossen und in einen lieblichen Garten mit Rasen, Blumen und Brunnen verwandelt worden. Inmitten des Gartens stand ein kleines, weißes Gebäude, streng klassisch in der Bauweise und

umgeben von Blumenhecken. Sechs ionische Säulen trugen das Dach, und die einzige Tür war aus Bronze gefertigt. Eine herrliche Marmorgruppe der drei Parzen stand vor dem Eingang, das Werk eines amerikanischen Bildhauers namens Boris Yvain, der im jungen Alter von 23 Jahren in Paris gestorben war.

Die Einweihungsfestlichkeiten waren bereits im Gange, als ich den University Place überquerte. Ich bahnte mir den Weg durch die stumme Schar der Zuschauer, wurde aber an der Fourth Street von einem Polizeispalier aufgehalten. Ein Ulanenregiment der Vereinigten Staaten war im Viereck um die Todeskammer aufgestellt. Auf einer erhöhten Tribüne, die dem Washington Park gegenüberlag, stand der Gouverneur von New York, und hinter ihm befanden sich die Bürgermeister von New York und Brooklyn, der Oberinspektor der Polizei, der Befehlshaber der staatlichen Truppen, Oberst Livingston, der militärische Berater des Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Blount, kommandierend auf Governor's Island, Generalmajor Hamilton, Befehlshaber der Garrison von New York und Brooklyn, Admiral Buffby von der North-River-Flotte, Generalstabsarzt Lanceford, der Stab des National Free Hospital, die New Yorker Senatoren Wyse und Franklin und der Beauftragte für öffentliche Bauarbeiten. Die Tribüne war umgeben von einer Schwadron Husaren von der Nationalgarde.

Der Gouverneur beendete gerade seine Antwort auf die kurze Rede des Generalstabsarztes. Ich hörte ihn sagen: »Die Gesetze, die Selbstmord verbieten und jeden Versuch, sich selbst zu entleiben, unter Strafe stellen, sind aufgehoben worden. Die Regierung hält es für angebracht, den Menschen das Recht zu gewähren, ein Dasein zu beenden, das unerträglich geworden ist, sei es durch körperliches Leiden oder seelische Verzweiflung.

Wir glauben, dass die Gesellschaft von der Entfernung solcher Menschen aus ihrer Mitte profitieren wird. Seit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes ist die Anzahl der Selbstmorde in den Vereinigten Staaten nicht angestiegen. Nun, da die Regierung beschlossen hat, eine Todeskammer in jeder Groß- und Kleinstadt und jedem Dorf des Landes einzurichten, wird man sehen müssen, ob jene Gruppe menschlicher Geschöpfe, aus deren mutlosen Reihen täglich neue Opfer der Selbstzerstörung anheimfallen, die damit gebotene Erleichterung annehmen.« Er hielt inne und wandte sich zu der weißen Todeskammer. Die Stille auf der Straße war ungebrochen. »Hier erwartet ein schmerzloser Tod diejenigen, welche die Sorgen dieses Lebens nicht länger ertragen können. Ist der Tod ihnen willkommen, so sollen sie ihn hier suchen.« Dann wandte er sich rasch dem militärischen Berater aus dem Stab des Präsidenten zu und sprach: »Ich erkläre die Todeskammer für eröffnet«, und nachdem er wieder der gewaltigen Menge gegenüberstand, rief er mit klarer Stimme: »Bürger von New York und der Vereinigten Staaten von Amerika, im Namen der Regierung erkläre ich die Todeskammer für eröffnet.«

Das feierliche Schweigen wurde von einem scharfen Befehl gebrochen: Die Husarenschwadron bildete hinter der Kutsche des Gouverneurs eine Reihe, die Ulanen schwenkten und formierten sich an der Fifth Avenue, um auf den Brigadier der Garnison zu warten, und die berittene Polizei folgte ihnen. Ich verließ die Schar, welche die Todeskammer aus weißem Marmor anstarrte, überquerte die South Fifth Avenue und ging auf der westlichen Seite jener Hauptverkehrsader zur Bleecker Street. Dann bog ich nach rechts ab und blieb vor einem schätzbaren Geschäft stehen, über dem dieses Schild hing:

HAWBERK, WAFFENSCHMIED

Ich spähte durch die Tür hinein und sah, dass Hawberk in seinem kleinen Laden am Ende des Gangs beschäftigt war. Er blickte auf, und als er mich erkannte, rief er mit seiner tiefen, herzlichen Stimme: »Kommen Sie herein, Mr. Castaigne!« Constance, seine Tochter, erhob sich, um mich zu begrüßen, als ich über die Schwelle trat, und streckte mir ihre hübsche Hand entgegen, doch ich sah das Erröten der Enttäuschung auf ihren Wangen und wusste, dass sie einen anderen Castaigne erwartet hatte, meinen Vetter Louis. Ich lächelte über ihre Verwirrung und machte ihr Komplimente für das Banner, das sie gerade nach dem Vorbild eines farbigen Holzschnittes bestickte. Der alte Hawberk saß da und vernietete die abgetragenen Beinschienen einer uralten Rüstung, und das Ting-ting-ting seines kleinen Hammers klang angenehm in dem altmodischen Laden. Bald darauf ließ er den Hammer fallen und fuhrwerkte einen Augenblick lang mit einem winzigen Schraubenschlüssel herum. Das sanfte Scheppern des Kettenpanzers sandte mir einen Wonnenschauer über den Rücken. Ich liebte die Musik von Stahl, der gegen Stahl schlägt, den sanften Stoß des Holzhammers gegen Schenkelstücke und das Klingeln des Kettenpanzers. Das war der einzige Grund, warum ich Hawberk aufsuchte. Er selbst hatte mich nie interessiert, auch nicht Constance, abgesehen von der Tatsache, dass sie in Louis verliebt war. Das zog meine Aufmerksamkeit auf sich und hielt mich zuweilen sogar vom Schlafen ab. Doch im Herzen wusste ich, dass alles sich zum Guten fügen würde und dass ich für ihre Zukunft ebenso alles einrichten sollte wie für die meines gütigen Arztes John Archer. Jedoch wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, sie in diesem Moment zu besuchen, hätte die Musik

des klingelnden Hammers nicht die besagte Faszination auf mich ausgeübt. Ich konnte stundenlang dort sitzen und immerzu lauschen, und wenn ein verirrter Sonnenstrahl auf den eingelegten Stahl traf, war das Gefühl, das dieser Anblick in mir auslöste, fast zu heftig, um es ertragen zu können. Meine Augen wurden dann starr, dehnten sich vor Wonne so aus, dass jeder Nerv fast bis zum Reißen gespannt war, bis eine Bewegung des alten Waffenschmieds den Sonnenstrahl abschnitt. Dann, noch immer insgeheim erregt, lehnte ich mich zurück und lauschte erneut dem Klang des Poliertuchs, das – wisch, wisch, wisch! – den Rost von den Nieten rieb.

Constance arbeitete mit der Stickerei auf den Knien und hielt dann und wann inne, um das Muster auf dem farbigen Holzschnitt aus dem Metropolitan Museum näher zu untersuchen.

»Für wen ist das?«, fragte ich.

Hawberk erläuterte, dass er neben den Schätzen der Rüstungskammer des Metropolitan Museum, dessen offizieller Waffenschmied er war, auch für mehrere Sammlungen im Besitz reicher Liebhaber verantwortlich sei. Dies sei die fehlende Beinschiene einer berühmten Rüstung, die einer seiner Kunden in einem kleinen Laden am Pariser Quai d’Orsay aufgestöbert hatte. Er, Hawberk, habe um die Beinschiene gehandelt und sie auch erhalten, und nun sei die Rüstung vollständig. Er legte seinen Hammer nieder und las mir die Geschichte jener Rüstung vor, die von 1450 an von Besitzer zu Besitzer gegangen war, bis Thomas Stainbridge sie erworben hatte. Als dessen kostbare Sammlung verkauft worden war, habe jener Kunde Hawberks die Rüstung erhalten, und seit diesem Augenblick war die Suche nach der fehlenden Beinschiene im Gange gewesen, bis man das Objekt fast durch Zufall in Paris entdeckte.

»Haben Sie die Suche so beharrlich geführt, ohne mit Sicherheit zu wissen, dass die Beinschiene überhaupt noch existiert?«, fragte ich.

»Natürlich«, antwortete er gelassen.

Da entwickelte ich zum ersten Mal ein persönliches Interesse an Hawberk.

»Weil es Ihnen so viel wert ist«, bemerkte ich.

»Nein«, erwiderte er lachend, »meine Freude beim Finden war mein Lohn.«

»Haben Sie kein Verlangen danach, reich zu sein?«, fragte ich lächelnd.

»Mein einziges Verlangen ist, der beste Waffenschmied der Welt zu sein«, antwortete er ernst.

Constance fragte mich, ob ich die Feierlichkeiten bei der Todeskammer gesehen habe. Sie hatte an jenem Morgen die Kavallerie auf dem Broadway gesehen und hätte auch gern die Einweihung erlebt, doch ihr Vater wollte das Banner fertig haben, und so war sie auf seine Bitte hin daheimgeblieben.

»Haben Sie Ihren Vetter, Mr. Castaigne, dort gesehen?«, fragte sie mit kaum merklichem Beben ihrer Wimpern.

»Nein«, entgegnete ich leichthin. »Louis' Regiment ist zum Manöver in Westchester County.« Ich erhob mich und nahm meinen Stock und Hut.

»Gehen Sie hinauf, um den alten Irren wieder zu besuchen?«, lachte der alte Hawberk. Hätte er gewusst, wie sehr ich das Wort ›Irrer‹ verabscheue, so hätte er es nie in meiner Gegenwart verwendet. Es erweckt gewisse Gefühle in mir, die ich an dieser Stelle nicht erläutern möchte. Ich antwortete ihm jedoch ruhig: »Ich glaube, ich schaue für einen oder zwei Momente bei Mr. Wilde vorbei.«

»Der arme Kerl«, sagte Constance kopfschüttelnd, »es

muss schwer sein, jahrein, jahraus alleine zu leben, arm, verküppelt und fast verrückt. Es ist sehr gut von Ihnen, Mr. Castaigne, dass Sie ihn so häufig besuchen.«

»Ich halte ihn für boshaft«, bemerkte Hawberk und nahm wieder den Hammer zur Hand.

Ich lauschte dem goldenen Klingeln der Beinschienen, und als er fertig war, entgegnete ich: »Nein, er ist weder boshaft noch auch nur ansatzweise verrückt. Sein Verstand ist eine Wunderkammer, aus welcher er Schätze hervorzuholen vermag, für die Sie und ich Jahre unseres Lebens gäben, um sie erwerben zu können.«

Hawberk lachte.

Ein wenig ungeduldig fuhr ich fort: »Er kennt den Lauf der Geschichte wie niemand sonst. Nichts auch noch so Triviales entgeht seinem forschenden Blick, und sein Gedächtnis ist so vollkommen, so genau in allen Einzelheiten, dass die Menschen ihn nicht genug bewundern könnten, wäre in New York bekannt, dass es einen solchen Mann gibt.«

»Unsinn«, murmelte Hawberk und suchte den Boden nach einer hinuntergefallenen Niete ab.

»Ist es Unsinn«, fragte ich und unterdrückte erfolgreich meine Gefühle, »ist es Unsinn, wenn er sagt, dass der Panzerschurz und die Beinharnische jener emaillierten Rüstung, die man gemeinhin die ›Prachtrüstung des Prinzen‹ nennt, in einem Haufen verrosteter Theaterrequisiten, ausrangierter Öfen und Lumpensammlerzeugs in einer Mansarde in der Pell Street gefunden werden können?«

Hawberks Hammer fiel zu Boden, doch er hob ihn auf und fragte selbstbeherrscht, woher ich wisse, dass Panzerschurz und Beinharnisch der ›Prachtrüstung des Prinzen‹ vermisst würden.

»Ich wusste es nicht, bis Mr. Wilde es mir gegenüber vor

Kurzem erwähnte. Er sagte, sie befänden sich in der Mansarde in 998, Pell Street.«

»Unsinn«, rief er, doch ich bemerkte, dass unter der ledernen Schürze seine Hand zitterte.

»Ist das ebenso Unsinn?«, fragte ich vergnügt, »ist es Unsinn, wenn Mr. Wilde von Ihnen beständig als dem Marquis von Avonshire spricht, und von Miss Constance als –«

Ich brachte den Satz nicht zu Ende, denn Constance war aufgesprungen, und auf jeden Zug ihres Gesichtes war das Entsetzen geschrieben. Hawberk blickte mich an und strich langsam seine Lederschürze glatt. »Das ist unmöglich«, sagte er. »Mr. Wilde mag viele Dinge wissen –«

»Über Rüstungen zum Beispiel, wie etwa die ›Prachtrüstung des Prinzen‹«, warf ich lächelnd ein.

»Ja«, fuhr er langsam fort, »auch über Rüstungen, das mag sein – doch er liegt falsch hinsichtlich des Marquis von Avonshire, der, wie Sie wissen, den Verleumder seiner Gemahlin vor vielen Jahren ermordete und nach Australien ging, wo er seine Frau nicht lange überlebte.«

»Mr. Wilde ist im Unrecht«, murmelte Constance. Ihre Lippen waren bleich, doch ihre Stimme klang süß und ruhig.

»So wollen wir, wenn Sie mögen, darin übereinkommen, dass Mr. Wilde in diesem einen Falle falsch liegt«, sagte ich.

II

Ich erklimm die drei baufälligen Treppenfluchten, die ich schon so oft hinaufgestiegen war, und klopfte an eine kleine Tür am Ende des Gangs. Mr. Wilde öffnete, und ich trat ein.

Nachdem er die Tür zweifach verriegelt und eine schwere Truhe davorgeschoben hatte, kam er herüber

und setzte sich neben mich, um mir mit seinen kleinen, hellen Augen ins Gesicht zu blicken. Ein halbes Dutzend neuer Kratzer bedeckte seine Nase und Wangen, und die silbernen Drähte, welche seine künstlichen Ohren trugen, waren verrutscht. Ich glaubte, seine Abscheulichkeit noch nie so faszinierend gefunden zu haben. Er hatte keine Ohren. Die künstlichen, die nun in einem Winkel von dem dünnen Draht abstanden, waren sein einziger Makel. Sie waren aus Wachs gefertigt und perlmuttfarben bemalt, doch sein restliches Gesicht war gelb. Er hätte sich besser den Luxus einiger künstlicher Finger für seine linke Hand gestattet, die völlig fingerlos war, doch schien ihm das keinerlei Verdruss zu bereiten, und seine Wachsohren genügten ihm. Er war sehr klein, kaum größer als ein Kind von zehn Jahren, doch seine Arme waren prachtvoll entwickelt und seine Schenkel so kräftig wie die eines Athleten. Dennoch war das Bemerkenswerteste an Mr. Wilde die Tatsache, dass ein Mann von seiner erstaunlichen Intelligenz und seinem großen Wissen einen solchen Kopf besaß. Dieser hatte eine flache Stirn und lief nach oben spitz zu, wie die Köpfe so vieler jener Unglücklichen, die man in Heime für Schwachsinnige sperrt. Viele nannten ihn einen Verrückten, doch ich wusste, dass er ebenso vernünftig war wie Sie und ich.

Ich stelle nicht in Abrede, dass er verschroben war; der Fimmel, den er für diese Katze hatte, die er zu reizen pflegte, bis sie ihm wie ein Dämon ins Gesicht sprang, war gewisslich verschroben. Ich konnte weder verstehen, wieso er diese Kreatur bei sich behielt, noch welches Vergnügen er daraus zog, sich mit dem verdrießlichen, böseartigen Biest in seinem Zimmer einzusperren. Ich weiß noch, wie ich einmal von dem Manuskript aufblickte, das ich im Lichte einiger Talgkerzen las, und Mr. Wilde

reglos auf seinem Sessel ausgestreckt liegen sah, seine Augen vor Erregung funkelnd, während die Katze, die sich von ihrem Lager vor dem Ofen erhoben hatte, langsam über den Boden auf ihn zukroch. Bevor ich mich regen konnte, hatte sie ihren Unterleib zu Boden gepresst und sich geduckt, war erhebt und ihm ins Gesicht gesprungen. Schreiend und fauchend rollten sie über den Boden, einander kratzend und schlagend, bis die Katze kreischend unter die Vitrine floh, während Mr. Wilde sich auf den Rücken wälzte, wobei seine Gliedmaßen sich zusammenzogen und einrollten wie die Beine einer sterbenden Spinne. Er *war* verschoben.

Mr. Wilde hatte sich in seinen Sessel gestemmt, und nachdem er mein Gesicht betrachtet, nahm er ein eselsohriges Hauptbuch zur Hand und schlug es auf.

»Henry B. Matthews«, las er vor, »Buchhalter bei Whysot, Whysot and Company, Kirchenschmuckhändler. Besuch am dritten April. Ruf auf der Rennbahn ruiniert. Als Betrüger bekannt. Zum ersten August soll der Ruf wiederhergestellt sein. Lohn: fünf Dollar.« Er blätterte um und fuhr mit fingerlosen Knöcheln über die eng beschriebenen Spalten.

»P. Greene Dusenberry, Geistlicher, Fairbeach, New Jersey. Ruf geschädigt im Rotlichtviertel. Sobald wie möglich wiederherzustellen. Lohn: 100 Dollar.«

Er räusperte sich und fügte hinzu: »Besuch am sechsten April.«

»Dann sind Sie ja nicht gerade in Geldnot, Mr. Wilde«, stellte ich fest.

»Hören Sie«, und er räusperte sich wieder.

»Mrs. C. Hamilton Chester aus Chester Park, New York City. Besuch am siebten April. Ruf geschädigt in Dieppe in Frankreich. Zum ersten Oktober wiederherzustellen. Lohn: 500 Dollar.

Das Gelbe Zeichen

*Lass die rote Dämmerung erraten,
Was wir hier tun,
Wenn dies blaue Sternlicht stirbt
Und alle ruh'n.*

I

Gs gibt so vieles, was unmöglich zu erklären ist! Weshalb lassen mich gewisse musikalische Akkorde an die braunen und goldnen Töne von Herbstlaub denken? Warum lässt die Messe der Heiligen Cäcilie meine Gedanken in Höhlen wandern, deren Wände von gezackten Klumpen unberührten Silbers glänzen? Was geschah im Lärm und Tumult auf dem Broadway um sechs Uhr, das vor meinen Augen das Bild eines stillen bretonischen Waldes heraufbeschor, durch dessen Frühlingslaub das Sonnenlicht drang und in dem Sylvia sich halb neugierig, halb zärtlich über eine kleine, grüne Eidechse beugte und murmelte: »Denk nur, auch dies ist ein kleiner Schützling Gottes!«

Als ich den Wächter zum ersten Mal erblickte, war mir sein Rücken zugewandt. Ich betrachtete ihn gleichgültig, bis er in die Kirche schritt. Ich schenkte ihm nicht mehr Aufmerksamkeit als jedem anderen, der an diesem

Morgen über den Washington Square schlenderte, und als ich mein Fenster schloss und mich wieder meinem Atelier widmete, hatte ich ihn bereits vergessen. Am späten Nachmittag, es war sehr warm, öffnete ich erneut das Fenster und lehnte mich hinaus, um ein wenig Luft zu schnappen. Ein Mann stand im Hof der Kirche, und ich bemerkte ihn mit ebenso geringem Interesse wie am Morgen. Ich spähte über den Platz zu der Stelle, wo der Brunnen plätscherte, und als mein Geist mit vagen Bildern von Bäumen, asphaltierten Wegen und den lebhaften Gruppen von Kindermädchen und Urlaubern erfüllt war, wollte ich zurück zu meiner Staffelei. Beim Umdrehen streifte mein teilnahmsloser Blick den Mann unten auf dem Kirchhof. Sein Gesicht war mir nun zugewandt, und mit einer unwillkürlichen Bewegung beugte ich mich vor, um es zu betrachten. Im selben Augenblick hob er den Kopf und sah mich an. Sogleich dachte ich an einen Leichenwurm. Was genau mich an dem Mann so abstieß, wusste ich nicht, doch der Eindruck eines fetten, weißen Leichenwurms war so heftig und ekelerregend, dass er es meinem Gesichtsausdruck wohl anmerkte, denn er wandte sein aufgedunsenes Gesicht mit einer Bewegung ab, die mich an eine aufgeschreckte Made in einer Kastanie denken ließ.

Ich kehrte zu meiner Staffelei zurück und bedeutete dem Modell, seine Pose wieder einzunehmen. Nachdem ich eine Weile gearbeitet hatte, war ich davon überzeugt, dass ich mit äußerster Geschwindigkeit das verdarb, was ich schon geschaffen hatte, also nahm ich ein Palettenmesser und kratzte die Farbe wieder ab. Die Fleischtöne waren fahl und ungesund, und ich begriff nicht, wie ich eine so kränkliche Farbe auf einen Entwurf hatte auftragen können, der zuvor in gesunden Schattierungen erstrahlte war.

Ich sah Tessie an. Sie hatte sich nicht verändert, und die reine, gesunde Haut ihres Busens und ihrer Wangen verfärbte sich, als ich die Stirn in Falten legte.

»Habe ich etwas falsch gemacht?«, fragte sie.

»Nein – ich habe diesen Arm ruiniert, und ich kann beim besten Willen nicht verstehen, wie ich so einen Matsch auf die Leinwand schmierem konnte«, entgegnete ich.

»Stehe ich denn nicht gut Modell?«, beharrte sie.

»Natürlich, perfekt sogar!«

»Es ist also nicht mein Fehler?«

»Nein, meiner.«

»Das tut mir sehr leid«, sagte sie.

Ich erwiderte, sie könne sich ausruhen, während ich den terpentinegetränkten Lappen über die Pestbeule meiner Leinwand führte, und sie zündete sich eine Zigarette an und warf einen Blick auf die Illustrationen im *Courier Français*.

Ich weiß nicht, ob es am Terpentin oder einem Fehler in der Leinwand lag, doch je mehr ich schrubbte, desto mehr schien sich der Wundbrand auszubreiten. Ich schuftete wie ein Esel, um es wieder wegzubekommen, und doch schien die Seuche auf dem Entwurf vor mir von Gliedmaße zu Gliedmaße zu kriechen. Bestürzt versuchte ich, ihr Einhalt zu gebieten, doch nun änderte sich die Farbe der Brust, und die ganze Figur schien die Infektion in sich aufzusaugen wie ein Schwamm das Wasser. Energisch hantierte ich mit Palettenmesser, Terpentin und Schaber und dachte die ganze Zeit, was ich Duval erzählen würde, der mir die Leinwand verkauft hatte; doch bald wurde mir klar, dass weder die Leinwand noch Edwards Farben schadhafte waren. *Es muss am Terpentin liegen*, dachte ich zornig, *oder meine Augen sind wegen des Nachmittagslichtes so unscharf und gereizt, dass ich*

nicht mehr deutlich sehen kann. Ich rief Tessie, das Modell. Sie kam und beugte sich über meinen Stuhl und blies Rauchkringel in die Luft.

»Was hast du denn bloß damit angestellt?«, rief sie.

»Nichts«, murzte ich, »es muss an diesem Terpentin liegen!«

»Was für eine grauenhafte Farbe es nun hat«, fügte sie hinzu. »Findest du, dass meine Haut wie grüner Käse aussieht?«

»Nein, das finde ich nicht«, sagte ich zornig, »hast du mich je zuvor so malen gesehen?«

»Nein, wirklich nicht!«

»Also dann!«

»Es muss wohl am Terpentin oder so liegen«, gab sie zu.

Sie schlüpfte in ein japanisches Gewand und ging ans Fenster. Ich schabte und rieb, bis ich es müde war und schließlich meine Pinsel nahm und mit einem Kraftausdruck durch die Leinwand schleuderte, den Tessie nur undeutlich hören konnte.

Dennoch fing sie prompt an: »Bitte sehr! Fluche und benimm dich wie ein Dummkopf und ruiniere deine Pinsel! Du hast drei Wochen an diesem Entwurf gearbeitet, und sieh ihn dir jetzt an! Warum hast du die Leinwand zerrissen? Verstehe einer die Künstler!«

Ich fühlte mich so beschämt wie stets nach einem solchen Ausbruch, und ich lehnte die ruinierte Leinwand an die Wand. Tessie half mir, die Pinsel zu reinigen, dann tanzte sie fort, um sich anzukleiden. Hinter der spanischen Wand maßregelte sie mich mit Ratschlägen über teilweisen oder gänzlichen Verlust der Selbstbeherrschung, bis sie wohl der Meinung war, mich genug gequält zu haben, und wieder hervorkam, um mich zu bitten, ihr Mieder an der Schulter zuzuknöpfen, wo sie es nicht erreichen konnte.

»Alles ging von dem Moment an schief, als du vom Fenster zurückkamst und über diesen grässlich aussehenden Mann sprachst, den du auf dem Kirchhof gesehen hast«, verkündete sie.

»Ja, vermutlich hat er das Bild verhext«, gähnte ich. Ich sah auf die Uhr.

»Es ist nach sechs, ich weiß«, sagte Tessie und richtete vor dem Spiegel ihren Hut.

»Ja«, antwortete ich, »ich wollte dich nicht so lange aufhalten.« Ich lehnte mich aus dem Fenster, zog mich aber voller Ekel zurück, denn der junge Mann mit dem bleichen Gesicht stand unten auf dem Kirchhof. Tessie sah meine widerwillige Geste und beugte sich aus dem Fenster.

»Ist das der Mann, den du nicht magst?«, flüsterte sie. Ich nickte.

»Ich kann sein Gesicht nicht erkennen, aber er sieht wirklich feist und weich aus. Auf irgendeine Weise«, fügte sie hinzu und wandte sich zu mir um, »erinnert er mich an einen Traum – einen schrecklichen Traum, den ich einmal hatte. Oder –« Sie sann nach und blickte auf ihre hübschen Schuhe. »War es vielleicht gar kein Traum?«

»Woher soll ich das wissen?«, lächelte ich.

Tessie erwiderte mein Lächeln.

»Du kamst darin vor«, sagte sie, »also weißt du vielleicht etwas darüber.«

»Tessie, Tessie!«, protestierte ich. »Schmeichle mir nicht, indem du mir erzählst, du hättest von mir geträumt!«

»Aber es stimmt!«, beharrte sie. »Soll ich es dir erzählen?«

Tessie lehnte sich gegen das geöffnete Fenster und fing sehr ernst an.

»Eines Nachts im letzten Winter lag ich im Bett und dachte eigentlich an nichts Besonderes. Ich hatte für dich Modell gestanden und war erschöpft, doch ich

konnte einfach nicht einschlafen. Ich hörte in der Stadt die Kirchenglocken läuten, erst zehn, dann elf, dann Mitternacht. Kurz nach Mitternacht muss ich eingeschlafen sein, denn ich kann mich nicht erinnern, danach noch einmal die Glocken gehört zu haben. Es schien mir, als hätte ich kaum die Augen geschlossen, als ich auch schon träumte, dass etwas mich drängte, ans Fenster zu gehen. Ich stand auf, lüftete den Vorhang und beugte mich hinaus. Die 25. Straße war verlassen, soweit ich sehen konnte. Ich begann mich zu fürchten; draußen schien alles so ... so schwarz und unbehaglich zu sein. Dann näherte sich das Geräusch von Rädern, und schließlich konnte ich ein Gefährt erkennen, das sich die Straße entlangbewegte. Es kam näher und näher, und als es unter meinem Fenster vorbeifuhr, sah ich, dass es ein Leichenwagen war. Dann, als ich vor Angst zitterte, wandte der Fahrer sich um und sah mich geradewegs an. Ich erwachte, am offenen Fenster, schauernd vor Kälte, doch der mit schwarzen Federn geschmückte Leichenwagen war mitsamt dem Fahrer verschwunden. Im März erlebte ich diesen Traum noch einmal, und wieder erwachte ich am offenen Fenster. Letzte Nacht kehrte der Traum zurück. Du weißt, wie sehr es geregnet hat; als ich erwachte, stand ich am offenen Fenster, und mein Nachthemd war tropfnass.«

»Aber was habe ich mit dem Traum zu tun?«, fragte ich.

»Du ... du warst in dem Sarg, aber nicht tot.«

»Im Sarg?«

»Ja.«

»Woher weißt du das? Konntest du mich erkennen?«

»Nein; ich wusste einfach, dass du es warst.«

»Hast du überbackene Käseschnitten oder Hummersalat gegessen?«, fragte ich lachend, doch das Mädchen unterbrach mich mit einem verängstigten Schrei.

»Hallo! Was ist denn?«, fragte ich, als sie in die Laibung neben dem Fenster zurückwich.

»Der ... der Mann unten auf dem Kirchhof ... er hat den Leichenwagen gefahren.«

»Unsinn«, sagte ich, doch Tessies Augen waren vor Entsetzen geweitet. Ich trat ans Fenster und sah hinaus. Der Mann war fort. »Komm, Tessie«, drängte ich, »sei keine Närrin. Du hast zu lange Modell gestanden; du bist überreizt.«

»Glaubst du, ich könnte jemals das Gesicht vergessen?«, flüsterte sie. »Dreimal habe ich den Leichenwagen unter meinem Fenster vorbeifahren sehen, und jedes Mal hat der Fahrer sich umgedreht und zu mir aufgesehen. Oh, sein Gesicht war so fahl und ... und weich? Es sah tot aus – als sei er schon vor langer Zeit gestorben.«

Ich bewegte das Mädchen dazu, sich hinzusetzen und ein Glas Marsalawein zu trinken. Dann setzte ich mich neben sie und versuchte, ihr einige Ratschläge zu geben.

»Hör zu, Tessie«, sagte ich, »fahr für eine oder zwei Wochen aufs Land, und du wirst nicht mehr von Leichenwagen träumen. Du stehst den ganzen Tag Modell, und wenn es Nacht wird, sind deine Nerven geschunden. Du kannst so nicht weitermachen. Anstatt nach deinem Tagewerk zu Bett zu gehen, läufst du zu Picknicks in Sulzer's Park, oder du gehst ins Eldorado oder nach Coney Island, und wenn du am nächsten Morgen hierherkommst, bist du ausgebrannt. Es gibt keinen Leichenwagen. Das war ein böser Traum.«

Sie lächelte schwach.

»Was ist mit dem Mann auf dem Kirchhof?«

»Ach, der ist bloß ein gewöhnliches, ungesundes, alltägliches Geschöpf.«

»So wahr ich Tessie Reardon heiße, ich schwöre dir, Mr. Scott, dass das Gesicht des Mannes auf dem Kirchhof das

Gesicht des Mannes ist, der den Leichenwagen gefahren hat!«

»Was wäre denn dann schon?«, fragte ich. »Das ist ein ehrliches Gewerbe.«

»Dann glaubst du mir also, dass ich den Leichenwagen gesehen habe?«

»Oh«, sagte ich diplomatisch, »wenn du ihn wirklich gesehen hat, dann ist es nicht sonderlich unwahrscheinlich, dass der Mann dort unten ihn gefahren hat. Da ist doch nichts dabei.«

Tessie erhob sich, entfaltete ihr parfümiertes Taschentuch, nahm ein Stück Kaugummi aus einem Knoten am Saum und steckte es in den Mund. Dann streifte sie sich ihre Handschuhe über, reichte mir mit einem offenen »Gute Nacht, Mr. Scott« die Hand und ging hinaus.

II

Am nächsten Morgen brachte mir Thomas, der Hotelpage, den *Herald* und einige Neuigkeiten. Die Kirche nebenan war verkauft worden. Ich dankte dem Himmel dafür, nicht etwa, weil ich als Katholik eine Abneigung gegen die Gemeinde nebenan gehegt hätte, sondern weil meine Nerven von einem marktschreierischen Prediger zermürbt worden waren, dessen Worte durch die Gewölbe der Kirche hallten, als stünde er direkt in meinen Zimmern, und der mit einer näselnden Beharrlichkeit auf dem *r* verweilte, die mir zutiefst gegen den Strich ging. Überdies gab es auch noch ein Scheusal in Menschengestalt, einen Organisten, der einige der großen alten Hymnen in eigener Interpretation herunterrasselte, und ich hatte einen mörderischen Hass auf jenes Wesen entwickelt, das die Lobpreisung mit einem Zusatz von

Mollakkorden spielte, die man sonst nur von einem Quartett sehr junger Studenten zu hören bekam. Ich glaube, der Pfarrer war ein guter Mann, doch wenn er bellte: »Und der Herrrr sprach zu Moses, der Herrrr ist ein Mann des Krieges; der Herrrr ist sein Name. Heiß brennt mein Zorn, und mit dem Schwerrrrt werde ich euch rrrrichten!«, fragte ich mich, wie viele Jahrhunderte er wohl im Fegefeuer verbringen würde, um für diese Sünde zu büßen.

»Wer hat das Gelände erworben?«, fragte ich Thomas.

»Niemand, den ich kenn', Sir. Es heißt, der Herr, der die Hamilton-Wohnungen besitzt, hat sich's angesehen, vielleicht will er noch Ateliers baun.«

Ich ging ans Fenster. Der junge Mann mit dem ungesunden Gesicht stand am Eingang zum Kirchhof, und schon bei seinem bloßen Anblick ergriff derselbe überwältigende Ekel von mir Besitz.

»Ach übrigens, Thomas«, sagte ich, »wer ist der Kerl dort unten?«

Thomas rümpfte die Nase. »Der Wurm da, Sir? Das is' der Nachtwächter von der Kirche, Sir. Ich hab's satt, dass der die ganze Nacht draußen auf'n Stufen sitzt unn einen angafft. Ich hab' ihm mal an 'n Kopf geschlagen, Sir – ähm, 'Tschuldigung, Sir –«

»Erzähl nur, Thomas.«

»Einmal komm' ich nachts heim mit Harry, dem annern englischen Pagen, unn ich seh' ihn da auf'n Treppen sitzen. Wir hatten Molly unn Jen bei uns, Sir, die zwei Mädels vom Zimmerservice, unn er guckt uns so unverschämt an, dass ich hingeh' und sag': ›Was glotzt'n so, du fette Schnecke?‹ – 'Tschuldigung, Sir, aber das hab' ich gesagt, Sir. Er sagt dann nix, unn ich sag': ›Komm her, unn ich schlag' dir in deine Puddingfresse.‹ Dann mach' ich's Tor auf unn geh' hin, aber er sagt nix

unn glotzt nur unverschämt. Dann schlag' ich ihm eine, aber bäh! Sein Gesicht war so kalt unn weich, dass einem schlecht wird, wenn man ihn berührt.«

»Was hat er dann gemacht?«, fragte ich neugierig.

»Der? Nix.«

»Und du, Thomas?«

Der junge Kerl wurde rot vor Scham und lächelte unbehaglich.

»Mr. Scott, Sir, ich bin kein Feigling, unn ich weiß auch nich', warum ich losgerannt bin. Ich war im fünften Ulanenregiment, Sir, Hornist bei Tel-el-Kebir, unn ich wurd' bei'n Oasen angeschoss'n.«

»Du willst doch nicht sagen, dass du fortgelaufen bist?«

»Doch, Sir, ich bin gelauf'n.«

»Weshalb?«

»Das möchte' ich auch gern wissen, Sir. Ich hab' mir Molly gegriffen unn bin gerannt, unn der Rest hatte genauso Angst wie ich.«

»Aber wovor hattet ihr denn Angst?«

Eine Zeit lang verweigerte Thomas mir die Antwort, doch nun war meine Neugier über den widerlichen jungen Mann dort unten geweckt, und ich drängte ihn. Der dreijährige Aufenthalt in Amerika hatte nicht nur Thomas' Cockneydialekt verändert, sondern ihm auch die Furcht des Amerikaners vor Spott eingepflegt.

»Sie werden's mir nich' glauben, Mr. Scott, Sir.«

»Doch, das werde ich.«

»Wer'n Sie mich auslachen, Sir?«

»Unsinn!«

Er zögerte. »Na, Sir, es is' die reine Wahrheit, dass er, als ich ihn schlug, meine Handgelenke packte, Sir, unn als ich seine weiche, wabblige Faust umdreh', hab' ich einen von seinen Fingern in der Hand.«

Der schiere Ekel und Schrecken in Thomas' Gesicht

muss sich in meinem gespiegelt haben, denn er fügte hinzu:

»Es is' grässlich, unn wenn ich ihn jetzt seh', geh ich einfach weg. Er macht mich krank.«

Als Thomas fort war, ging ich ans Fenster. Der Mann stand neben dem Kirchengitter, mit beiden Händen auf dem Tor, doch ich zog mich hastig zu meiner Staffelei zurück, voller Ekel und Entsetzen, denn ich hatte gesehen, dass der Mittelfinger seiner rechten Hand fehlte.

Um neun Uhr tauchte Tessie auf und verschwand mit einem fröhlichen »Guten Morgen, Mr. Scott« hinter der spanischen Wand. Als sie wieder hervorkam und ihre Modellpose einnahm, fing ich zu ihrer großen Freude mit einer neuen Leinwand an. Sie blieb still, solange ich mit der Zeichnung beschäftigt war, doch sobald das Kratzen des Kohlestifts zu Ende ging und ich das Fixiermittel zur Hand nahm, fing sie zu plappern an.

»Oh, ich hatte gestern einen wundervollen Abend. Wir waren im Tony Pastor's.«

»Wer ist ›wir‹?«, fragte ich.

»Ach, Maggie, weißt du, Mr. Whytes Modell, und Pinkie McCormack – wir nennen sie Pinkie, weil sie dieses schöne rote Haar hat, das ihr Künstler so mögt – und Lizzie Burke.«

Ich verteilte einen Sprühregen von Fixiermittel auf der Leinwand und sagte: »Nun, erzähl weiter.«

»Wir haben Kelly gesehen, und Baby Barnes, die Schlangentänzerin, und – und die anderen halt. Ich habe jemandem den Kopf verdreht.«

»Dann hast du mich also sitzen lassen, Tessie?«

Sie lachte und schüttelte den Kopf.

»Es war Lizzie Burkes Bruder Ed. Er ist ein perfekter Gentleman.«

Ich fühlte mich dazu verpflichtet, ihr einige väterliche Ratschläge bezüglich verdrehter Köpfe zu geben, die sie mit strahlendem Lächeln über sich ergehen ließ.

»Oh, ich kann mit so was durchaus umgehen«, sagte sie und betrachtete ihren Kaugummi, »aber mit Ed ist das etwas anders. Lizzie ist meine beste Freundin.«

Dann berichtete sie, wie Ed von der Färbemühle in Lowell, Massachusetts, zurückgekehrt war und sie und Lizzie als erwachsene Frauen vorgefunden habe, und welch ein kultivierter junger Mann er doch sei, und dass er nichts dabei fände, einen halben Dollar für Eiscreme und Austern zu verschwenden, um seinen Einstand als Buchhalter der Wollwarenabteilung von Macy's zu begehen. Bevor sie fertig war, fing ich zu malen an, und sie nahm wieder ihre Pose ein, lächelte und plapperte wie ein Spatz. Gegen Mittag hatte ich die Skizze so gut wie fertiggestellt, und Tessie kam herüber, um einen Blick darauf zu werfen.

»Schon viel besser«, sagte sie.

Das war auch meine Ansicht, und ich nahm mein Mittagessen mit dem zufriedenen Gefühl zu mir, dass alles gut lief. Tessie breitete ihr Mittagessen auf einem Zeichentisch mir gegenüber aus, und wir tranken unseren Rotwein aus derselben Flasche und zündeten unsere Zigaretten mit demselben Streichholz an. Ich war Tessie sehr verbunden. Ich hatte zugesehen, wie sie sich von einem zerbrechlichen, unbeholfenen Kind zu einer schlanken, aber vorzüglich gebauten Frau entwickelte. Sie hatte mir während der letzten drei Jahre Modell gestanden, und von all meinen Modellen war sie mir das liebste. Es hätte mir wirklich große Schwierigkeiten bereitet, wäre sie ›grob‹ oder ›gerissen‹ geworden oder wie man es auch nennen mag, doch ich bemerkte keine Verschlechterung ihres Charakters, und im Herzen

spürte ich, dass sie in Ordnung war. Wir haben niemals über Fragen der Moral diskutiert, und mir lag auch nichts daran, das zu ändern, zum einen, weil ich selbst keine Moral besaß, und zum anderen, weil ich wusste, dass sie ungeachtet meiner Ratschläge ohnehin nur das täte, was sie wollte. Dennoch hoffte ich, dass sie alle Komplikationen vermeiden würde, denn ich wünschte ihr nur das Beste und hatte zudem das selbstsüchtige Verlangen, mein bestes Modell zu behalten. Ich wusste, dass »jemandem den Kopf verdrehen«, wie sie es nannte, für Mädchen wie Tessie keinerlei Bedeutung hatte, und dass solche Dinge in Amerika in keiner Weise mit ähnlichen Sachen in Paris vergleichbar sind. Da ich aber mit offenen Augen durchs Leben schritt, war mir auch klar, dass irgendjemand Tessie eines Tages mir wegnehmen würde, auf diese oder jene Weise, und obgleich ich mir selbst beteuerte, dass die Ehe Unsinn sei, hoffte ich aufrichtig, dass am Ende des Weges ein Priester stünde. Ich bin Katholik. Wenn ich dem Hochamt lausche, wenn ich mich bekreuzige, fühle ich, dass alles einschließlich mir selbst heiterer wird, und wenn ich zur Beichte gehe, tut es mir gut. Ein Mann, der so viel allein ist wie ich, muss sich jemandem anvertrauen. Dann wiederum war Sylvia Katholikin gewesen, und das war für mich Grund genug. Doch ich sprach von Tessie, und das ist eine andere Geschichte. Tessie war ebenfalls Katholikin und weitaus frommer als ich, also hatte ich insgesamt betrachtet wenig Grund zur Sorge um mein hübsches Modell, außer, sie würde sich verlieben. Doch eigentlich wusste ich, dass allein das Schicksal ihre Zukunft bestimmt, und ich betete insgeheim, dass dieses Schicksal sie von Männern wie mir fernhalten und lediglich Ed Burkes und Jimmy McCormacks ihren Weg kreuzen lassen würde, und gesegnet sei ihr hübsches Gesicht!